

# Für unsere Kinder

Nr. 22 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

**Inhaltsverzeichnis:** Sommertraum. Von Emma Döls (Gedicht.) — Hüter der Ordnung Märchen von Eugen Lewin-Dorsch. — Aus dem Reich der Technik: IV. Die alte Dampfmaschine. Von Richard Wolst. — Die Roggenmühle. Von Jakob Löwenberg. (Gedicht.) — Biren, eine Mutter. Von Ernest Seton Thompson. (Fortsetzung.) — Till Eulenspiegel als Bauernrecht. — Hänselein. Von Hoffmann v. Fallersleben. (Gedicht.)

## Sommertraum.

Von Emma Döls.

Zur Sommerzeit geht ein Traum durch den Wald,

Still, Kind, wir werden ihn sehen.  
Seine Stimme wie ferner Vogelruf schallt,  
Seine Bänder flattern und wehen.

Und lehnst du den Kopf an den alten Baum,  
So fühlst du sein leises Gräßen;  
Doch willst du ihn sehen, den Sommertraum,  
So mußt du die Augen schließen.

Dann blinzelte durch engen Fiderspalt  
Hin über die grünenden Matten.  
Da tanzt er in tausenderlei Gestalt  
Im flutenden Licht und im Schatten.

Nun scheint die Sonne so goldig warm,  
Da nibt er auf leisen Soblen. — —  
Doch siehe, schon hält er mein Kindchen im Arm

Und küßt ihm die Augen verflohen.

○ ○ ○

## Hüter der Ordnung.

Märchen von Eugen Lewin-Dorsch.

„Das ist denn doch wider alle Ordnung und Sitte!“ schnurrte ein großer schwarzer Kater und blickte zu der Krone eines stattlichen Kirchsbaumes hinauf. Der stand im schönsten Sonnenlichte, und zwischen den grünen Blättern sunkelten die roten, saftigen Früchte.

„Felddiebstahl!“ sprach er vor sich hin, aber nicht gar zu laut; denn oben in den Zweigen des Baumes saßen zwei muntere Nachbarsleuten, eine Amsel und ein Eichhörnchen.

Die brauchten es ja gerade nicht zu hören, wie er, der würdige Kater, sich über ihre Diebereien ärgerte. Das Eichhörnchen hielt in seinen Pfötchen geschickt und zierlich eine glänzende Kirsche; und die Amsel, dicht daneben, pickte auch an einer und sang zuweilen einen hellen Ton in übermütigen Behagen. Der Kater aber stand lauernd unten auf der Wiese und blickte mit boshaft grünen Augen zu den beiden auf. Er trug einen starken, grimmigen Schnauzbart im Gesicht und sah aus wie ein alter Feldwibel und Klausbold.

„Guch werd' ich!“ brummte er, aber in seinem Innern dachte er: „Das gäbe einen guten Bissen, die zwei auf einmal.“ und setzte vorsichtig zu einem tüchtigen Sprunge auf den Stamm des Baumes an.

In diesem Augenblick bemerkte ihn das Eichhörnchen, das sich mit seinen schwarzen Knopfsäugelein beständig umblidte. Seitdem es einst von einem Warden beinahe erwischt worden wäre, war es sehr vorsichtig geworden.

„Nachbar,“ flüsterte es zur Amsel hinüber und stieß sie mit dem Ellenbogen sachte in die Seite, „da unten lauert uns der dicke Schnauzbart auf. Gleich wird er oben sein.“

„Den wollen wir mal foppen,“ zwitscherte leise die Amsel. „Wir stellen uns, als sähen wir ihn nicht. Wenn er nahe ist, so hüpfen wir in die höheren und dünneren Äste. Da sind auch die Kirschen noch süßer als hier. Ich werde das Zeichen geben. — Du bist doch leicht genug?“

„Wie eine Feder,“ antwortete das Eichhörnchen. — Und sie taten, wie sie verabredet hatten. Der Kater sprang auf den Stamm und kletterte zwischen den Zweigen auswärts.

„Nicht ganz ungeschickt,“ flüsterte das Eichhörnchen mit spöttischer Anerkennung. Aber es fühlte sich doch nicht recht wohl dabei; es hing ein wenig an zu zittern; und wenn es sich nicht vor der Amsel geschämt hätte, wäre es am liebsten auf den benachbarten Baum gesprungen und von da weiter über alle Berge. Der dicke Kater saß jetzt gerade unter ihm und blinzelte es mit seinen heimtückischen Augen freundlich an. Nur noch ein wohlgezielter Sprung . . .

Aber der listige Schnauzbart stellte sich, als ob er auch gern Kirschen fressen wollte. Er wandte

sich ab und kletterte wieder seitwärts in den Zweigen umher. Plötzlich jedoch und unerwartet stand er ganz nahe vor den Spitzbuben.

Da tat die Amsel einen hellen, langgezogenen Pfiff. Gleichzeitig sprangen die beiden auf einen höheren und leichteren Ast. Der Kater ihnen nach.

„Noch ein Stockwerk weiter hinauf! Zink!“ zwitscherte die Amsel dem Eichhörnchen zu. Das war nicht faul. Als sich jetzt aber der Vogel umfah, brach er in ein helles, frohlockendes Gelächter aus. Er wollte sich geradezu vor Lachen ausschütten. Der Kater war ihnen auf den zweiten Ast nachgesprungen, aber der vermochte den dicken Gesellen nicht zu tragen. Er brach durch, und der Kater stürzte hinab. So schnell fiel er, daß er sich nirgends festzuhalten vermochte. Jeder Zweig gab ihm noch einen festen Stoß mit auf den Weg, die Blätter raschelten höhnisch, und auf dem Wipfel kicherten die beiden Nachbarnleutchen. Aber wie nun einmal ein rechtschaffener Kater ist — die Stöße taten ihm nicht viel, und als er auf die Erde gelangte, stand er sogleich wieder auf seinen vier Füßen.

„Du Schuft und mörderischer Landstreicher!“

Noch halb betäubt von dem tiefen Sturze riß der Kater die Augen auf. Vor ihm stand der braune Hofhund und fletschte die Zähne.

„Hab' ich dich endlich gefaßt, du alter eingelegter Verbrecher!“ knurrte er. „Was hast du dich hier auf fremdem Grund und Boden herumzutreiben? Jetzt will ich dir das Genick zerbrechen und dein Blut trinken!“

Der Kater verlor den Mut nicht und sann auf eine List. Er fauchte dem Feinde ins Gesicht und rief: „Wenn du hier Wächter bist, so sieh dort oben zu, wer dir das Eigentum stiehlt!“

Unwillkürlich blickte der Hund nach oben zur Krone des Kirschbaumes, wo immer noch lachend und schmausend die beiden munteren Nachbarnleutchen saßen. Diesen Augenblick benutzte der schlaue Wursch. Als der andere wieder auf ihn losfahren wollte, war er verschwunden. Boshaft über den Verdachten lächelnd, saß er auf der Zinne der hohen Gartenmauer, strich sich den Schnauzbart und streichelte die gestopfenen Stellen seines Leibes.

„Du räuberischer Schuft!“ bellerte der Hund, dem ein Leckerbissen entgangen war.

„Diese Diebe!“ brummte der Kater, und blickte hinauf zu der Amsel und dem Eichhörnchen.

Die aber saßen getrost bei ihrem köstlichen Mahle, mitten im Sonnenglanz, auf den

Zweigen, die ein warmer Lusthauch schaukelte. Ununterbrochen lachten sie über den Hund und den Kater. Das Eichhörnchen hielt sich die Seiten vor Lachen, und der Amsel rannen die Tränen über die Backen.

Und immerfort ließen sie sich die prächtigen Kirschchen schmecken. Das Eichhörnchen zielte geschickt mit den Nerven nach den beiden Betrogenen, und die Amsel piff jedesmal zwischen zwei Bissen: „Wie mir das schmeckt! — Wie mir das schmeckt!“

\* \* \*

Ja, seht ihr, Kinder, so geht's im Leben! Der Hund möchte gern frisches Blut lecken und spielt sich als Wächter des Besitzes auf. Die Katze schielt begierig nach einem saftigen Braten und brummt etwas von Recht und Ordnung. Die Amsel und das Eichhörnchen aber stehlen vor aller Augen und erzählen es noch jedem, der vorübergeht.

Denn so ist es heute, und so war es immer und allerorten: Wer hoch oben in sicherer Höhe seinen Raub verspeißt, hat nicht mehr nötig, von Recht zu sprechen. Er nimmt die saftigen Früchte ins Mäulchen, wirft die Reste der Mahlzeit den anderen vor die Füße und hat — — — den billigen Mut zur Ehrlichkeit.

o o o

## Aus dem Reiche der Technik.

### IV. Die alte Dampfmaschine.

In der Kraftzentrale einer Schokoladenfabrik in N. hatte eine Dampfmaschine bisher schlecht und recht ihre Arbeit verrichtet. Sie war nun schon 50 Jahre auf ihrem Posten, und man erzählte, daß sie in ihrer Jugend einmal sehr schön gewesen sei. Denn sie stammte aus der Werkstätte des berühmtesten Maschinenbauers der damaligen Zeit. Heute war von ihrer Schönheit allerdings nicht mehr viel zu merken. Ihr Bauch, der Dampfkessel, war hie und da geflickt worden, und verschiedene Maschinenteile, ihre Glieder, hatte man wiederholt durch neue ersetzen müssen. So wurde ihr denn jetzt die Arbeit schon etwas schwer, sie stöhnte recht mühsam, wenn sie angetrieben wurde und ihre Räder und Gestänge in Bewegung zu setzen hatte.

Die Schokoladenfabrik hatte sich im Laufe der Jahre immer mehr vergrößert. Neue Arbeitsmaschinen waren zu den alten gekommen, und der Fabrikant sah sich deshalb gezwungen, der alten Dampfmaschine jüngere Kräfte zur

Unterstützung zur Seite zu geben. Aus der nächsten großen Stadt wurde ein Monteur bestellt, der eine ganze Wagenladung neuartiger Maschinen mitbrachte. Diese sind in den letzten Tagen im Maschinenhaus aufgestellt worden, die Fabrik hatte einen elektrischen Antrieb erhalten, wie man sich sachmännisch ausdrückte.

Es war Abend. Die neuen Maschinen standen frisch gepußt an ihrem richtigen Platz und sollten am nächsten Morgen probiert werden. Die scheidende Sonne warf noch ihre letzten Strahlen auf die polierten Messingteile und die blanken Kupferbügel. Dann kam die Nacht. Es schlug zwölf Uhr. Ihr wißt, daß mit dem Schlag zwölf alle Dinge, die der Mensch im allgemeinen für leblos hält, zu sprechen anfangen. So auch im Maschinenhaus.

Die alte Dynamomaschine unterbrach zuerst das Schweigen, indem sie sich zum nebenstehenden Elektromotor wendete. „Nun, Herr Gevatter, wie gefällt Ihnen unser neues Heim?“ „Wollen morgen sehen, wie wir behandelt werden,“ brummte der Elektromotor, der ein wenig ärgerlich war, weil ihm ein Arbeiter am Tage beim Transport ein Stück von seinem Fuße abgebrochen hatte.

Jetzt begann die Dampfmaschine sich in das Gespräch zu mischen. Sie war geladen vor Wut, daß sie nun nicht mehr allein die verantwortungsvolle Aufgabe haben sollte, die Arbeitsmächtern zu treiben, sondern in diesen jungen Dingen gleichberechtigte Mitarbeiter erhielt. Deshalb fing sie an zu sticheln: „Die jungen Leute werden sich an die Arbeit hier gewöhnen müssen, noch dazu, da niemand von ihnen Dampf im Leibe hat.“ Sie wollte damit andeuten, daß sie allein den Vorzug hat, in ihren Leib Wasser aufzunehmen, das durch Kohlenfeuer zu Dampf entwickelt wird, der dann Kolben, Wellen und Schwungräder treibt.

Der Elektromotor hatte gerade darauf gewartet, sich mit jemand herumstreiten zu können. Er antwortete daher der Dampfmaschine in bissigem Tone: „Frau Pusterich, Sie sollten sich nicht so rühmen. Denn wir sind doch nur deshalb hierher gebracht worden, weil Sie zu schwach und zu unfähig sind, Ihre Arbeit allein weiter zu verrichten.“

Diese Antwort hatte geseffen. Die Dynamomaschine ließ ein merkbares Hüfteln zum Zeichen ihrer Befriedigung hören, der Akkumulator gluckste ein paar mal und am Schaltbrett ließen ein paar Strommesser ihre Zeiger vor lauter Freude sich mehrere Male im Kreise herum-drehen.

Das war der Dampfmaschine denn doch zu viel. Sie unterdrückte zwar eine direkte Antwort, aber sie suchte ein Gespräch mit der Feldschmiede anzuknüpfen, die sich auf ein paar Tage zum Besuch im Maschinenhaus aufhielt. Sie fing an, dieser ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und sprach absichtlich etwas laut, damit sie von den anderen Maschinen gehört werden konnte.

„Sie müssen nämlich wissen, liebe Frau Feldschmiede, daß ich es nicht notwendig habe, mich mit allen möglichen Leuten auf eine Stufe zu stellen,“ sagte die Dampfmaschine obenhin. Die anderen Maschinen blinkerten sich wegen dieser Anspielung lustig zu.

„Ich bin aus einer sehr vornehmen Familie,“ so fuhr die alte Dame fort. „Meine Wiege stand in Berlin, in der Fabrik von Borfig. Dort sind viele und berühmte Maschinen geboren worden. Unser Erscheinen in der Welt hatte überall mächtiges Aufsehen erregt. Mich schickte man auf eine Ausstellung. In einem großen Saale wurde ich dort mit noch anderen Maschinen den Menschen gezeigt, die aus aller Herren Ländern zu dieser Ausstellung gekommen waren. Dort lernte ich auch unser jetziger Herr kennen, der mich nach Schluß der Ausstellung gleich mit nach Hause nahm. So muß ich denn hier mein Leben vertrauern und armselige Maschinen zur Herstellung von Schokolade treiben. Die anderen Dampfmaschinen hatten mehr Glück. Den meisten von ihnen ist eine viel ehrenvollere Laufbahn zugefallen. Ein alter graubärtiger Heizer, der weit in der Welt herumgekommen war und einige Wochen hier arbeitete, erzählte oft, wie angesehen die Borfig-Maschinen in der Welt geworden sind.“

„So sollen Dampfmaschinen in den Bergwerken tätig sein. Sie pumpen als Wasserhaltungsmaschinen dem Bergmann das Wasser aus den Gruben und ziehen als Fördermaschinen aus den langen Schächten die Förderkörbe, gefüllt mit Kohle und Erz, an das Tageslicht. Dem Landmann hilft die Dampfmaschine als Lokomobile sein Stroh dreschen, sein Getreide mahlen, selbst der Pflug wird durch die Dampfkraft in Bewegung gesetzt. In den Webereien treibt die Dampfmaschine die Webstühle, in Spinnereien die Spinnmaschinen, in den Hüttenwerken die Hämmer, Walzen, Pressen, in den Maschinenfabriken die Bohrmaschinen und Drehbänke. Auch hat man hier erzählt, wie der Mensch mit Lokomotiven auf eisernen Schienensträngen

durch die Lande fährt, und wie dadurch Handel und Wandel auflüht, Völker und Völker miteinander verbunden werden. Aus dem Wasser sollen riesige Dampfmaschinen große schwimmende Häuser in Bewegung setzen, um Menschen und Güter über die weiten Ozeane fremden Erdteilen zuzuführen. Hat die Dampfkraft so ungeheure Vorteile dem Menschen gebracht, weshalb hat er so bald den Respekt vor der Dampfmaschine verloren?"

In dem Maschinenhaus war es still geworden, man hatte der Erzählung aufmerksam zugehört. Die Dynamomaschine, die im innersten Kern ihres Wesens eine gutmütige Natur war, hatte den Wunsch, der alten Dame doch ein paar tröstende Worte zu sagen. Sie fing daher an: „Liebe Frau Dampfmaschine, Sie müssen sich die Geschichte nicht so zu Herzen nehmen. Das ist nun einmal der Lauf der Welt. Immer hat eine junge Maschine ihre Vorgängerin verdrängt, wenn sie schneller, besser, billiger arbeiten konnte wie die alte. Die Menschen nennen das den technischen Fortschritt, wenn sie sich immer neue bessere Maschinen und Arbeitsmittel anschaffen und die bisher benutzten Maschinen und Werkzeuge zum alten Eisen werfen können. In Ihrer Jugend haben Sie und Ihre Familienangehörigen andere Maschinen ebenso aus der Werkstätte verdrängt, wie Sie jetzt von uns elektrischen Maschinen überwunden werden. Ich habe darüber sehr gelehrte Unterhaltungen mit angehört, denn in meiner Kindheit war ich in dem sogenannten Laboratorium einer technischen Hochschule aufgestellt, das heißt in dem Raum, wo wissenschaftliche Untersuchungen gemacht und Arbeiten vorgenommen werden, bei denen die Lehren der wissenschaftlichen Forschung praktisch zur Anwendung kommen. Dort mußten die jungen Studenten meinen Körper studieren, um daraus zu lernen, in welcher Weise eine solche Dynamomaschine, wie ich bin, arbeiten kann. Im Laboratorium hat der Professor oftmals seinen Hörern auseinandergesetzt, wie Sie und Ihresgleichen, als Sie noch jung waren, andere Maschinen verdrängt haben.

„Denn vor Ihnen haben die Menschen auch schon Maschinen angewendet, wenn es auch einfachere Hilfsmittel waren, wie Sie es sind. Man hatte Treitmühlen, Treträder, in die sich Menschen oder Tiere hineinstellen mußten, um durch fortwährendes Treten auf die Radspeichen die Mühle in Bewegung zu setzen. Dann kamen die Wasserräder auf. Die Menschen benutzten das Wasser, das von

den Bergen zum Tale hinabfließen muß, und ließen von ihm Wassermühlen, Wasserräder treiben. Auch der Wind wurde zum Treiben bestimmter Maschinen benutzt, sogenannter Windkräftmaschinen, Windmühlen.

„Später kamen die Menschen auf die Idee, Wasser in einem großen Kessel zu kochen und den Dampf, der sich dadurch entwickelt, zum Treiben von Maschinen zu benutzen. Das war eine Erfindung von gewaltiger Bedeutung, und Sie, liebe Frau Dampfmaschine, haben selbst erzählt, wie die Mitglieder der Dampfmaschinenfamilie überall von den Menschen aufgenommen wurden. Denn jetzt brauchen diese nur aus der Erde die Kohle herauszuholen und mit ihr den Kessel zu heizen, um andere brauchbare Kräfte zu erhalten. Kohle ist ja aufgespeicherte Sonnenwärme. Den schwarzen unansehnlichen Kohlenstücken sieht man es nicht an, wieviel Sonnenstrahlen sie in ihrem tausendjährigen Dasein nach und nach verschluckt haben. Diese in den Kohlen aufgespeicherte Sonnenwärme wird unter dem Dampfkessel frei und gibt das Feuer, welches Wasser in Dampf verwandelt und damit die Tür für den Menschen so wertvolle Kraftentwicklung hervorruft. So wunderbar auch die Naturgesetze sind, nach denen Sie, liebe Frau Dampfmaschine, arbeiten, so müssen Sie doch gestehen, daß wir elektrische Maschinen Ihnen überlegen sind.

„Sehen Sie zum Beispiel mich an. In meinen Leib hat man schwere Eisenstücke eingebaut und lange lange Kupferdrähte auf Spulen gewickelt. Wird nun in meinem Innern der sogenannte Anker gedreht, was von außen etwa von Ihnen oder von einer anderen Kraftmaschine getan werden kann, so findet in meinem Körper ein ganz geheimnisvoller Vorgang statt. Wir wird nach und nach ganz warm zumute. In den Kupferdrähten entleht ein elektrischer Strom, wie die Menschen das nennen. Je länger sich der Anker dreht, um so mehr Strom wird in meinem Innern erzeugt. Diesen elektrischen Strom bin ich bereit, an andere Leute abzugeben. Zunächst an Gevatter Elektromotor, der neben mir steht. Er ist fast genau ebenso gebaut wie ich, nur mit dem Unterschied, daß er umgekehrt arbeitet wie ich. Während mein Anker angedreht werden muß, damit Strom erzeugt wird, muß der Elektromotor Strom erhalten, und sein Anker setzt sich dadurch von selbst in Bewegung. Durch diese beiden star'en Kupferdrahtkanäle, die Sie hier herauskommen sehen, wird dem

Elektromotor Strom zugeführt. Sobald das geschieht, fängt sein Räderwerk an zu laufen viel schneller, als Sie jemals in Ihrer Jugend laufen konnten, und nun ist der Elektromotor imstande, andere Maschinen mitzutreiben.

„Aber der elektrische Strom tut noch viel mehr. Sehen Sie dort auf dem Hofe die großen milchweißen Glasballons hängen? Ebenso sind im Fabrikal überall große und kleine Glocken aufgestellt oder aufgehängt worden. Das sind Lampenglocken. Wird der elektrische Strom durch ein Leitungsgesetz von Kupferdrähten diesen Verbrauchsstellen zugeführt, dann beginnen die Lampen zu brennen, der elektrische Strom hat sich in Licht verwandelt. Deshalb werden wir auch des Abends hier recht viel zu tun haben: wir müssen nicht nur Kraft für die Maschinen, sondern auch Licht für die Arbeitsäle und Schreibstuben, für Hausflure und Wohnräume liefern.

„Der elektrische Strom, der das Licht gibt, wird auf sinnreiche Weise fortgeleitet und in dem Netz von Kupferdrähten überall verteilt. Zu den Lampen und zu dem Elektromotor darf nicht zuviel und auch nicht zuwenig Strom gelangen. Wird zuwenig Strom von mir erzeugt, dann will der Gevatter Elektromotor nicht laufen, und die Lampen wollen nicht brennen. Wird zuviel Strom erzeugt, dann werden die Leitungsdrähte so warm, daß leicht durch Berührung mit brennbaren Stoffen Feuer entstehen kann. Die Apparate am Schaltbrett da drüben dienen dazu, den Strom zu regulieren, zu regeln, daß er die richtige Stärke hat. So müssen die Schalter und Sicherungen je nach Bedarf den Strom unterbrechen oder ihm eine andere Richtung geben. Es sind gewissermaßen Stromkleusen, die jeweilig ausgezogen werden. Ferner dienen die runden uhrförmigen Meisingehäuse dazu, den Strom, der hier erzeugt wird, zu messen. Die Menschen nennen diese Apparate Meßinstrumente. Es sind unsere Kontrollbeamte, die anzeigen, wieviel Strom hergestellt und verbraucht wurde. Auch diese Apparate gehören alle mit zu unserer Familie, weil sie nur der Verwendbarkeit des elektrischen Stromes ihr Dasein verdanken.

„Eine sehr wichtige Arbeit hat ferner dort drüben der Herr Akkumulator zu erfüllen, der ein Vetter von uns ist. Sein viereckiger Leib ist mit einer Flüssigkeit angefüllt und besonders zugerichtete Bleiplatten sind in diese Flüssigkeit hineingehängt worden. Der Akkumulator hat die Pflicht, den elektrischen Strom im vor-

kommenden Falle aufzuspeichern. Er gleicht einer Sparskasse, die zur Sammlung von Elektrizitätsmengen dient. Es wird nämlich am Tage häufig vorkommen, daß ich mehr elektrischen Strom erzeuge, wie für Kraft- und Lichtzwecke gerade gebraucht wird. Dann gebe ich den überflüssigen Strom an den Akkumulator ab, der mit seinem Vorrat bei anderer Gelegenheit wieder aushilft, wenn ich zuviel zu tun habe oder überhaupt stillstehe.

„So sehen Sie, hat der Mensch auf kunstvolle Weise verstanden, den elektrischen Strom zu erzeugen und zu regulieren. Sie, liebe Frau Dampfmaschine, können nur Dampfkraft erzeugen, die der Mensch an Ort und Stelle verwenden muß. Wir elektrische Maschinen und Apparate dagegen sind imstande, uns in schmiegamen Formen den stets wechselnden Bedürfnissen des Menschen anzupassen. Das ist auch der Grund, weshalb der Mensch uns elektrische Maschinen den Dampfmaschinen vorzieht. Sie und Ihre Zöglinge können die Ansprüche nicht erfüllen, deren Bewältigung uns ohne weiteres möglich wird.“

Die Dynamomaschine war mit ihrer Erzählung zu Ende. Die Dampfmaschine wollte eben darauf erwidern, als es von der nächsten Turmuhr ein Schlag. Die Geisterstunde war vorüber. Das Gespräch verstumte, die Maschinen wurden wieder zu den leblosen Gegenständen, als die sie der Mensch zu betrachten gewohnt ist.

Am nächsten Morgen sollten die neuen Maschinen probiert werden. Die Dampfmaschine wurde wie gewöhnlich angeheizt. War sie nun durch das Gespräch in der vergangenen Nacht noch zu aufgereggt, oder hatte es einen anderen Grund, kurz und gut, sie konnte sich nicht in Bewegung setzen. Alles mögliche wurde vergeblich versucht, um sie in Gang zu bringen. Der Dampfdruck im Kessel stieg immer höher. Plötzlich gab es einen furchtbaren Knack. Der Kessel war geplatzt. Ziehend entströmte der Dampf, so daß sich die Arbeiter im Maschinenhaus nur noch mit Mühe reiten konnten. Die ganze Halle war in eine heiße, unerträgliche Dampfwolke eingehüllt. Der Besitzer der Schokoladenfabrik wurde geholt und war natürlich sehr ärgerlich über diese Betriebsübung. So befahl er denn, die Dampfmaschine abzubreaken und ihre Teile zum alten Eisen zu werfen. Der Monteur aus der Stadt erhielt den Auftrag, seine neuen Maschinen im Betriebe vorzuführen. Er ging deshalb an

das Schaltbrett, bediente mit leichtem Druck die Schalter, Sicherungen und Meßinstrumente, und sofort setzten sich die elektrischen Maschinen mit leise surrendem Geräusch in Bewegung. Die alte Dampfmaschine erlebte das nicht mehr, sie lag entseelt am Boden, mit ihrer Herrlichkeit war es endgültig vorbei. Im Maschinenhaus wird man nie mehr das Stampfen und Stöhnen der alten Frau Pusterich hören, die neuen elektrischen Maschinen haben ihren Einzug gehalten und verkünden das Herannahen einer neuen Zeit, die Herrschaft der Elektrizität.

Richard Woldt.

○○○

## Die Roggenmuhme.

Von Jakob Löwenberg.

Das Mägblein spielt auf dem grünen Rain,  
die bunten Blumen locken.

„Nicht sieht mich die Mutter.“ — In's Korn  
hinein  
schleicht sacht es auf weichen Socken.

„Die roten und blauen Blumen, wie schön!  
Die will ich zum Kranz mir winden;  
doch weiter hinein ins Feld muß ich gehn,  
dort werd' ich die schönsten finden.“

Und weiter eilt es. Gefüllt ist die Hand,  
da will es zurück sich wenden.  
Es läuft und läuft und steht wie gebannt,  
das Korn will nimmer enden.

„Hinaus zum Rain, zum Sonnenlicht!  
Wo blieb die Mutter, die süße?“  
Die Salme schlagen ihm ins Gesicht,  
die Winde umschlingt ihm die Füße.

Und horch, da rauscht's unheimlich bang,  
die Ähren wallen und wogen.

„Da kommt — ach, daß ich der Mutter ent-  
sprang —  
die Roggenmuhme gezogen!“

Sie kommt heran auf Windesfahrt,  
die roten Augen blitzen,  
gelb ist die Wange, langstachlicht ihr Bart,  
die Haare sind Ährenspitzen.

„Wie kommst du her in mein Revier  
und gehst auf verbotenen Pfaden?  
Was raubst du meine Kinder mir,  
Kornblumen und Mohn und Raden?“

„Weh dir!“ Sie streckt die Hand nach ihm aus,  
es fühlt die stehenden Grannen.

„Nimm hin deine Blumen, und laß mich nach  
Haus!“

Und bebend stürzt es von dannen.

Fort, fort zur Mutter! Das Korn nimmt  
kein End,

vergebens will es entwischen,  
die Roggenmuhme dicht hinter ihm rennt,  
die Ähren höhnen und zischen.

Schon fühlt es, wie ihr Arm es umschlingt.  
„Erbarme dich mein, erbarme!“  
Dort ist der Rain. „O Mutter!“ — Da sinkt  
das Kind ihr tot in die Arme.

○○○

## Bixen, eine Mutter.

Von Ernest Seton Thompson.

IV.

(Fortsetzung.)

Die Hühner verschwanden wie zuvor. Mein Onkel schäumte vor Mut und beschloß, den Vernichtungskrieg nun selbst zu leiten. Er besäte die Wälder förmlich mit vergifteten Ködern, dabei auf sein gutes Glück vertrauend, daß unsere Hunde sich nicht daran machten. Abend für Abend trieb es ihn hinaus mit seiner Büchse und zwei Hunden, in der Hoffnung, den Räuber zu erwischen.

Bixen war nicht so dumm, sie wußte ganz genau, was vergiftete Köder waren, sie lief an ihnen vorüber und behandelte sie mit Verachtung. Nur einen nahm sie auf, warf ihn in die Höhle eines alten Feindes, eines Stunks, und vom selbigen Tage an ward dieser nicht mehr gesehen. Früher hatte der alte Keineke die Hunde auf sich genommen und sie von der Behausung ferngehalten. Jetzt lag auf Bixen die ganze Last der Erziehung und Ernährung der Jungen allein, sie konnte nicht länger Zeit damit verschwenden, jede Fährte, die nach der Höhle führte, zu verwischen, und war auch nicht immer zur Hand, um die Feinde irrezuführen.

Das Ende war leicht vorauszusehen. Ranger folgte eines Tages einer frischen Fährte nach der Höhle, und kurz darauf verkündete Flick, der Foxterrier, daß die ganze Familie zu Hause sei.

Das Geheimnis war nun heraus und die Stunden der Furcht gezählt, Arbeiter wurden herbeigerufen und begannen sie herauszuschaukeln, während wir mit den Hunden dabei standen. Noch ehe das Werk vollendet, zeigte sich Bixen am nahen Waldsaum und führte die Hunde davon, hinab nach dem Flusse.

Dort schüttelte sie ihre Verfolger durch einen raffinierten Kunstgriff ab, indem sie einfach auf den Rücken eines friedlich weidenden Schafes sprang. Das geängstigte Tier raste mit seiner Reiterin davon, die — sicher, daß die Hunde ihrer Spur nicht mehr folgen konnten — nach einigen hundert Metern herabsprang und nach der Höhle zurückkehrte. Aber die Verfolger, stuhlig gemacht durch das Verschwinden der Fährte, taten dasselbe und fanden Bixen, sich vergeblich abmühend, auch uns von ihren Schätzen hinwegzulocken.

Inzwischen hatte mein Onkel Hacke und Schaufel mit Kraft und Erfolg gebraucht. Der gelbe, grobe Sand häufte sich zu beiden Seiten. Nach einer Stunde harter Arbeit rief der Alte:

„Da haben wir das Gesindel!“

Die Höhle am Ende des Tunnels war bloßgelegt, und in einer Ecke zusammengeduckt saßen die vier Jungen.

Ehe ich Einspruch erheben konnte, hatte ein mörderischer Schlag mit der Schaufel und ein plötzliches Zufahren des Forterriers das Leben von dreien beendet. Der vierte und kleinste wurde am Schwanz herausgezogen und den Hunden nur mit Mühe entrisen.

Er gab einen kurzen, quietenden Schrei von sich, und die arme Mutter, dadurch herbeigelockt, kreiste so nahe um uns herum, daß sie sicher niedergeschossen worden wäre, hätten die Hunde sie nicht in ihrem Übereifer beschützt, denn sie liefen immer in die Schußlinie. Zuletzt führte sie sie zu einer erfolglosen Jagd davon.

Der kleine lebende Fuchs wurde in einen Sack gesteckt, wo er ganz ruhig lag, und seine unglücklichen Geschwister wurden in ihre Kinderstube zurückgeworfen und unter einigen Schaufeln voll Erde begraben.

Wir Mörder begaben uns nach dieser Hinrichtung nach Hause, und der kleine wurde im Hofe angekettet. Niemand wußte recht, warum man ihn am Leben gelassen, aber bei allen machte sich eine Gefühlsänderung bemerkbar, und keiner kam auf den Gedanken, auch ihn zu töten.

Er war ein hübscher kleiner Kerl, der aussah wie eine Kreuzung zwischen Fuchs und Lamm. Seine wollige Gestalt und sein Gesicht ähnelten merkwürdig einem Schaf, und sein Ausdruck war unschuldig wie der eines Lammes. Bei scharfem Beobachten jedoch konnte man in seinen Augen ein Ausleuchten von Schlaubeit und Wildheit erkennen, das ihn einem Lamm so unähnlich wie möglich machte.

Solange jemand in der Nähe war, verkroch er sich furchtsam in seiner Hütte, und es dauerte eine volle Stunde, bis er es wagte, wieder herauszuschauen.

Mein Fenster mußte jetzt die Stelle des hohlen Weidenflammes vertreten. Eine Anzahl Hühner von der Rasse, die dem Fuchschin nur zu bekannt war, trieben sich in seiner Nähe auf dem Hofe herum. Am späten Nachmittag, als sie sich zu nahe an den Gefangenen herangewagt hatten, wurde ich durch das plötzliche Raffen der Kette ans Fenster gelockt und erblickte den kleinen Burschen, der auf das nächste Huhn zusprang und nur von einem heftigen Ruck der Kette zurückgehalten wurde, es zu packen. Keineke junior krabbelte wieder auf die Füße und kroch zurück in seine Kiste. Er versuchte dasselbe Manöver noch verschiedene Male, wurde aber immer wieder von der grausamen Kette zu Boden geschleudert.

Als die Dämmerung hereinbrach, begann er unruhig zu werden. Er schlüpfte aus seiner Hütte heraus, aber verkroch sich beim leisesten Geräusch wieder, nagte an seiner Kette oder biß wütend darauf herum. Plötzlich hielt er inne, als ob er lauschte, erhob dann seine kleine schwarze Nase in die Luft und gab einen kurzen zitternden Schrei von sich.

Dies wiederholte er einigemal, die Pausen ausfüllend durch Knabbern an der Kette und ruheloses Umherlaufen. Da plötzlich ertönte eine Antwort, das ferne „Gap-jurr“ der alten Fuchsin, und einige Minuten später erschien eine schattenhafte Form auf einem Holzhaufen in der Ecke des Hofes. Der kleine kroch in seine Hütte, kam aber sofort wieder heraus und sprang der Alten entgegen, mit all der Freude, die nur ein Kind seiner Mutter zu zeigen imstande ist. Schnell wie der Blitz packte sie ihn, um ihn auf demselben Wege davonzutragen, den sie gekommen. Jedoch in dem Augenblick, als das Ende der Kette erreicht war, wurde der kleine der Mutter mit einem Ruck entrisen, und erschreckt durch das Öffnen eines Fensters, entfloß sie über den Holzhaufen.

Eine Stunde später hatte das Junge aufgehört, ruhelos hin und her zu laufen und zu schreien. Ich schaute hinaus und sah beim fahlen Lichte des Mondes die Mutter lang ausgestreckt neben ihrem Söhnchen liegen und an etwas knabbern — das Klirren von Eisen verriet mir an was — es war die grausame Kette. Lip, das Söhnchen, half sich inzwischen zu einem warmen Trank.

Als ich heraustrat, entfloß Vixen in den dunklen Forst. Neben der Hütte hatte sie zwei kleine Mäuse zurückgelassen, blutig und noch warm — Futter für das Junge.

Am folgenden Tage fand ich bei einem Gang durch den Wald nach der zerstörten Höhle neue Zeichen von Vixen. Die arme, unglückliche Mutter war gekommen und hatte die Leichen ihrer erschlagenen Kinder ausgegraben.

Da lagen die drei kleinen Füchse, glatt geleckt, und daneben zwei von unseren Hühnern, eben erst getödtet. Auf der frisch aufgeworfenen Erde waren überall Spuren, Spuren, die erzählten, daß hier eine Mutter an der Seite ihrer Toten gewacht hatte. Neben ihnen hatte sie sich hingestreckt, ihnen vergeblich Nahrung angeboten und versucht, sie zu füttern und zu wärmen, wie früher. Aber nur kleine steife Leichen hatte sie unter ihrem weichen Fell gefühlt und kleine kalte Nasen, still und unbeweglich. Der tiefe Eindruck von Ellbogen, Brust und Läufen zeigte, wo Vixen gelegen in ihrer stummen Verzweiflung und gewacht stundenlang und getrauert — eine Mutter um ihre Kinder. Nach dieser Nacht kam sie nicht wieder nach dem zerstörten Heim, denn sie wußte nun gewiß, daß ihre Kleinen tot blieben für immer.

(Schluß folgt.)

○ ○ ○

### Sill Eulenspiegel als Bauernknecht

Eulenspiegel hatte sich zu einem Bauern verdingt. Einstmals wollte der Bauer mit seinem Knecht Eulenspiegel in den Wald fahren, um einen Karren voll Holz zu holen. Der Knecht saß auf dem Pferde und der Meister saß hinter dem Pferde auf den Wagenbäumen. Da sah der Meister einen Hasen vor sich über den Weg laufen und sprach: „Knecht, lehr wieder um, es bedeutet Unglück, wenn ein Hase einem über den Weg läuft; wir wollen heute etwas anderes tun.“

Als sie anderen Tags wieder nahe an den Wald kamen, sprach Eulenspiegel: „Meister, es ist da vorn ein Wolf über den Weg gelaufen.“ Der Meister sprach: „Fahr hin, es bedeutet etwel Glück, wenn ein Wolf über den Weg läuft.“ Sie fuhren hin und spannten das Pferd aus auf der Weide und ließen den Karren also stehen und gingen in den Wald und machten Holz.

Als der gute Knecht darauf wieder vor den Wald kommt, um den Karren zu holen, sieht er, daß das Pferd niedergeworfen ist und der Wolf mit dem Kopfe in ihm steckt und frißt. Eulenspiegel war heimlich froh, lief hin und

rief dem Bauer und sprach: „Kommet, Meister, das Glück steckt in dem Pferde.“ Der Meister sprach: „Was sagst du?“ Eulenspiegel sprach: „Geht bald oder Ihr versäumet das Glück.“ Da ging der Bauer hinzu und sah den Wolf im Pferde stecken und fressen. Da sprach der Knecht: „Meister, hättet Ihr uns dem Hasen lassen nachfahren, der hätte Euch das Pferd nicht gegessen;“ und sprach weiter: „Meister, Ihr seid abergläubisch, ich will Urlaub haben,“ und ging davon.

○ ○ ○

### Hänselein.

Von Hoffmann v. Fallersleben.

Hänselein, willst du tanzen?  
Ich geb dir auch ein Ei.

„O nein, ich kann nicht tanzen,  
und gäbst du mir auch drei.  
In unserm Hause geht das nicht,  
die kleinen Kinder tanzen nicht,  
und tanzen kann ich nicht.“

Hänselein, willst du tanzen?  
Ein Bögglein geb ich dir.

„O nein, ich kann nicht tanzen,  
und gäbst du mir auch vier.  
In unserm Hause geht das nicht,  
die kleinen Kinder tanzen nicht,  
und tanzen kann ich nicht.“

Hänselein, willst du tanzen?  
Ich geb dir einen Stock.

„O nein, ich kann nicht tanzen,  
und gäbst du mir ein Schock.  
In unserm Hause geht das nicht,  
die kleinen Kinder tanzen nicht,  
und tanzen kann ich nicht.“

Hänselein, willst du tanzen?  
Ein Tänzlein geig ich dir.

„O ja, ich kann schon tanzen,  
jezt geig ein Stücklein mir!  
In unserm Hause gilt der Brauch:  
Sobald man geiget, tanzt man auch,  
und tanzen kann ich auch.“